

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 16 (1926)

**Heft:** 37

**Rubrik:** Aus der politischen Woche

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

überno. Dä isch im Nachberdörfli gwohnt, het dert e chly gwagneret, un jezen isch er mit sym ganze Handterchsgrümpel überezuglet, vo wägen er isch vorhär nume z'Hus gsi.

Der Rees isch zue-n-ihm trabet, chuum isch d'Grebt vür gsi. Het ihm ds längem u z'breitem sy Thärme prichtet u gmeint, emel de jeze grad müehi das Acherli ghousfts sy, u dä Wagnerruedi heig nüt gschnders z'tue, as dä Zälg-biz stierlige z'vergrüke.

„I däiche, we de hesch müehi zügle, so chönnisch bars Gälde scho brünehe!“ seit ihm der Rees, het der Aeden achzogen u der Ruedi mit eim Oug ungerüuren aaglugt. Dä het nüt deglyche ta. „Ja, wie-n-i säge“, fahrt der Rees furt, „mi zahlti dersch grad bar. U we mer hätt no chönnite zämen einig wärde, i miech grad en Mazahlig, lieg da!“ u dermit het er e Blaater Feuslyber uf e Tisch gleit, em angere grad unger d'Nase.

Dä het eis Naseloch zuegha, der Ahte teuf zogen, der Hals e chly g'strekt u Bscheid gä: „N-n, i has nid nötig. I bhalte das Acherli scho no!“

„Meinsch, es zahlti der öpper meh weder ig?“

Der Ruedi het d'Achslle gschüttlet: „I ság der ja, i has nid nötig! I vermah's scho no z'bha. U wenn i's de nümme vermah, de ha me ja de luege!“

„Mir wettis drum grad jehe! Es macht eisach e schlächti Gattig, dä Egge dert i üsem Züg.“ Wo-n-er das gseit het, isch es ihm ganz rot worde vor den Ouge. „Mir wei's jezen eisach!“ het er schier brület.

„Oha! Däisch grad gseit, „mir wei's! Da derzue han i däich de ou no öppis z'säge!“ Da chönnit e njedere cho mit „mir wei's!“ „Wenn ig nid wott!“

„Ja, werum woschte de nid, stäckelatänetbri abenangere!“ „I ha der's scho gseit, i ha's nid nötig! U de no eis: my Brüder fälig isch ejo a däm Zälgacheli ghanget, er het bhertet, das syg ihm ds liebschte! Er heig kes bessersch Land, u niene gäb es so viel u quieti Chirschi, wie uf däm Boum, wo dert am Rand steht, weisch! Da dervo wett i doch de ou no öppis! Un es tüechti mi nid rächt am Xander ta, wenn ih-n-ihm jehe ds beschten u schönschte Bätzli Land vo sym Wäfeli wäg verchie!“

Mit däm Bscheid isch der Rees luttbertoube hei.

„I will de ou no mit däm Ruedi ga spraache!“ het der Godi gmeint. Singäge probieren ig's de uf nen angere Wäg weder du, das Güggeli i Fäärich z'lööke!“

Ame ne Byschten isch er mit em einte Bsättifas zum Wagnerruedi vitre. Het ihm's bracht, es rünni, er sollt da luege, was no z'mache syg, oder gob mes müehi verholzen u nes neus la moche. Du het er asa mit ihm gspäzzle, u z'letscht het er nen i ds „Rößli“ übere gschleipst zu me ne Halblyter Waadtlänger.

Wo's isch Abe worde, isch le Godi heicho. Der Chnächt u der Güterebueb hei aleini müehi mälsche.

Gäng no isch de Godi i der Pinte ghocket; mi het der Wirt aagspannet gha zu me ne Fäfli, un es het si emel preicht, daß dä u der Lingzälgpuur toov verspielt hei. Der Ruedi het gwonne, gar es überstandts Gsell het er gha, er het nahdinah gäng wie ne bessere Luun übercho, der 'guet Wy isch ihm e chly i Hübel gäste, z'letscht het er emel no asa liede, u die angere hei ihm ghulse. (Fortsetzung folgt.)

## Marschtag.

Heiß brennt die Augustsonne hernieder; fein Lüftchen bringt Kühlung, gradlinig läuft eine Straße durch die Landschaft. In eine Staubwolke eingehüllt kriecht eine Kompagnie vorwärts. Schon Stunden dauert der Marsch. Endlos scheint der Weg. Kein munterer Gesang rüttelt auf, kein fröhlicher Scherz hebt die Stimmung. Keine Wölfe wehrt der sengenden Sonne, wie eine blaue Glocke wölbt sich der Himmel über der Landschaft.

Wie ein Wurm schiebt sich die Kompagnie vorwärts. Der ungewohnte Tornister drückt, die Riemen schneiden ein,

die Luft ist mit Staub erfüllt. In stummer Ergebung schreiten die Leute vorwärts. Die schweren Marschschuhe schlagen gegen die Steine, wie ein tiefes Aechzen und Stöhnen liegt ihr eintöniger Gesang über der Mannschaft. Die Naden sind gebeugt, und ungewollt schaut alles auf die Füße seines Kameraden im vordern Glied. Für landschaftliche Schönheiten ist das Interesse erloschen, Gespräche enden schon nach einigen Säzen, vorwärts, nur vorwärts... Stumme Blide suchen den Führer, fragen nach dem Ende...

Von der Stirne rinnt bitterer Schweiß, mischt sich mit dem Staub, welcher das ganze Gesicht entstellt. Rechts anhalten! In stummem Grimm, mechanisch machen alle halbrechts und marschieren rechts der Straße. Ein Auto faust vorüber, läßt Staub und Dreck zurück. Verwünschungen folgen ihm. Dann geht's im alten Tramp vorwärts. Stille liegt über den Feldern, und nur das Zirpen ungezählter Grillen begleitet die Soldaten... Kompagnie — halt! Zehn Minuten Marschhalt! In einem Rück steht die Kompagnie. Die Last des Tornisters und des Gewehres gleitet zur Erde, und schon lagert die Mannschaft am Straßenbord. Wasser fassen! Je zwei einer Gruppe sammeln die Kochgeschirre ein und holen Wasser. Gierig stürzen sich die Leute darüber her. Gut, daß jeder sein eigenes Geschirr hat, in solchen Augenblicken ist jeder leicht sich selbst der Nächste... Dort flucht einer halblaut über Schmerzen im Rücken, jener zieht seine Schuhe aus und besichtigt seine wunden Füße. Er sagt nichts, aber sein Gesicht spricht genug.

Marschbereit machen! Taumelnd stehen die Soldaten auf, ergreifen mit verbissener Wut neuerdings Gewehr und Sac. Kompagnie vorwärts — marsch! Weiter geht's, aber mühsam, die Füße brennen wahnsinnig, entsetzlich, wie Blei liegt's in den Gliedern. Aber nur einige Minuten, dann ist die Maschine wieder im Gang. Stunde um Stunde verrinnt. Endlos scheint der Tag, nicht umzubringen.

Ries bedeckt die Straße. Wie auf Kommando öffnen sich die Glieder, und unter halblautem Fluchen und Murren suchen sich die Leute links und rechts der Straße einen besseren Weg. Nur wenige hundert Meter liegt frischer Ries. Aber für müde Soldatenfüße bedeuten sie Kilometer...

In der Ferne erscheint ein Kirchturm. Ein Raunen geht durch die Kompagnie. Die Hälse recken sich, heller bliden die Augen, leichter geht der Fuß. Das heutige Ziel, der Kantonmentsort, zeigt sich. Unter Trommelschlag zieht die Kompagnie im Dörfchen ein. Neugierig steht alt und jung am Strafenrand. Mit letzter Kraft und Energie marschiert die Mannschaft daher, sich jetzt nur nicht etwas von Müdigkeit anmerken lassen, nein, nur das nicht! Auf dem Dorfplatz wird angehalten. Nicht lange, so beziehen die Jüge ihre Kantonmente. Die Soldaten wechseln die Wäsche, die Schuhe, reinigen den Körper von Staub und Schmutz, stärken sich an Speise und Trank.

Zwei Stunden später hat die Mannschaft Ausgang. Hörest du sie singen dort in der Wirtschaft? Das sind die nämlichen, die noch vor kurzem innerlich murerten und klagten, in verbissener Wut aufbegehrend die Fäuste ballten. So eben stimmt einer einen Jodler an. Weißt du, wer das ist? Es ist derjenige, welcher am Ende des Marsches blutige Socken von den Füßen streifte. Am Gartenzaun schäkert einer mit einer Dorfchönen... Soldatenleben... ar.

## Aus der politischen Woche.

Die große Genfer-Woche.

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen werden, dürfte die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund eine vollzogene Tatsache sein. Am Montag den 6. September begann nämlich die Tagung der VII. Völkerbundsversammlung, die den bedeutungsvollen Amt der Aufnahme Deutschlands als Mitglied des Völkerbundes und Inhaber eines ständigen Sitzes im Völkerbundsrat zu vollziehen hat.

Wichtige Beratungen sind dieser Völkerbundsversammlung vorangegangen; sie hatten den glatten Eintritt Deutschlands vorzubereiten; denn die Deutschen hatten nach Genf geschrieben, daß sie nur unter den bekannten Bedingungen: ständigen Sitz in einem nicht erweiterten Rat — dem Völkerbunde betreten würden.

Man weiß, daß Spanien und Polen in letzter Stunde Schwierigkeiten machten, sie verlangten ebenfalls einen ständigen Ratsitz. Die Kommission zum Studium der Ratsitzfrage mußte, unter Mottas Präsidium, zum zweiten Male tagen, um die neue Situation zu besprechen. Sie kam zu keiner andern als der bereits vorgeschlagenen Lösung. Deutschland wird nach den ihm in Locarno versprochenen Bedingungen aufgenommen. Um den Ansprüchen gewisser Staaten auf vermehrten Einfluß gerecht zu werden, werden die Sitze der nichtständigen Mitglieder von 6 auf 9 vermehrt und der Wahlmodus in der Weise abgeändert, daß die Möglichkeit besteht, gewissen Nationen den Sitz für eine weitere dreijährige Amtszeit zu sichern; es ist dazu ein Beschluß mit Zweidrittel-Mehrheit notwendig.

Die Anträge der Kommission wurden vom Völkerbundsrat, der am 1. September seine Herbsttagung unter dem Präsidium des tschechoslowakischen Außenministers Dr. Benesch begann, einstimmig gutgeheissen. Polen hatte sich mit dem Hinweis auf den verlängerten halbständigen Sitz zufrieden erklärt. Nicht so Spanien. Primo de Rivera hatte Spaniens Anspruch noch extra durch eine Note an den Rat wiederholt. Die Note wurde mit einem außergewöhnlichen Aufwand an diplomatischer Höflichkeit beantwortet. Man hat in Genf alles getan, um Spanien die Rückkehr leicht zu machen. Vorläufig hat sich der spanische Delegierte Palacios von den weiteren Verhandlungen zurückgezogen; er wird sich bei der Aufnahme Deutschlands der Stimme enthalten. Doch wird Spanien kaum den Austritt aus dem Völkerbund erklären. Denn es hat aus dem Verhalten der Genfer Mächte und aus den Urteilen der europäischen Öffentlichkeit deutlich herausgespürt, daß sein Pressionsversuch einen schlechten Eindruck gemacht hat und damit gründlich nebenvorbeigegangen ist. Es tut am besten, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, um nicht ganz alles Prestige zu verlieren.

Spaniens Niederlage war vorauszusehen. Seine Ansprüche, als eine Großmacht ersten Ranges zu gelten, lassen sich durch nichts begründen. Der Hinweis auf die ehemalige Größe gilt nicht. Die gegenwärtige ist sehr zweifelhaft. Die heutige prekäre Lage der spanischen Truppen in Marokko — man spricht von einer Niederlage, die sie zur Räumung der Zone von Scheichau nötigen wird — zeigt diese Größe in recht fatalem Lichte. Dazu kommt die innerpolitische Unsicherheit des Landes. Die Diktatur des Marshalls neigt sich — wenn nicht alle Anzeichen trügen — ihrem Abend entgegen. Eben hat sich Primo vom König die Ernächtigung geben lassen, wenn nötig im ganzen Lande den Kriegszustand zu proklamieren. Katalonien ist von jeher unruhig und dem Diktator wenig gewogen. Neuestens rebellierte selbst die Armee. Die Artillerie versagte dem Marshall offen den Gehorsam, als er eine neue Beförderungsordre dictierte, nach der die Offiziere von der Regierung gewählt und nicht mehr nach der Altersfolge aufsteigen sollen. Erst machte es den Anschein, als wage es der König, die Artillerieoffiziere zu unterstützen; er versagte der Ordre seine Unterschrift. Da bot Primo de Rivera dem König seine Demission an. Das scheint gewirkt zu haben. Der König versicherte den Diktator aufs neue seiner Huld. Die rebellierenden Offiziere werden gemäßregelt. Sie gehen ihres Ranges und ihrer Uniform verlustig; wahrscheinlich folgt die Entfernung auf dem Fuße für diejenigen, die sich nicht schleunigst unterwerfen. Aber man geht kaum fehl, wenn man diese Vorgänge als Symptome einer inneren Zersetzung der Diktatur ansieht. Die in Genf erlittene Abfuhr hat das Prestige Primos sicher nicht gestärkt, und wenn sich die Nachricht von der Niederlage des Heeres in Marokko bestätigt, so dürfte dies ein neuer Nagel in den Sarg der Diktatur be-

deuten. Denn der Marshall hat ja gerade sein Regiment auf das Versprechen gegründet, den Krieg im Rif ehrenvoll liquidieren zu wollen.

Dazu kommt nun noch die Unsicherheit des Ausganges der Tangerfrage, die Primo im recht ungeschickten Moment, da Spaniens Ansprüche auf das Protektorat in Genf als Erpressungsversuch aufgefaßt werden mußten, in die Welt stellte. Es zeigt sich jetzt, daß das Problem nicht so leicht zu lösen ist; Italien ist eminent mitinteressiert und sogar Russland findet seinen Mitsprachanspruch an, da es den Vertrag von Algeciras mitunterzeichnet habe.

Zum Glück sind das Dinge, die den Völkerbund nicht direkt angehen. Er wird in der nächsten Zeit wohl genug andere Belastungsproben zu bestehen haben. Vorerst aber wird man sich der überragenden Bedeutung der Tatsache, daß Deutschland nun Mitglied des Bundes geworden ist, mit inniger Freude und Genugtuung bewußt werden. Ein gewaltiger Schritt auf dem Wege zum europäischen Frieden ist wieder getan. Die Optimisten sind wieder einmal ins Recht versezt; das wird die Pessimisten nicht hindern, an einen späteren Zusammenbruch des Genfer Werkes als unabwendbar, weil in der Natur der Dinge begründet, zu glauben. Vorläufig aber wird man sich darüber freuen dürfen, daß ein großes Kulturvolk sich zum Gedanken der internationalen Solidarität bekennt; daß das offizielle Deutschland mithelfen wird, bei der Aufstellung der Normen für ein gewaltloses Zusammenleben der Völker. Genf wird für die deutschen Delegierten und Journalisten ohne Zweifel eine politische Erziehungsschule sein. Sie werden dort in der Zusammenarbeit mit den Friedenspolitikern aller Länder das Misstrauen gegen die Außenwelt verlieren.

Die europäisch denkenden Deutschen — an ihrer Spitze marschieren zum Glück Intelligenzen wie Stresemann und Marx — werden noch reichlich Kampf genug finden, wenn sie ihre Nation dauernd zu einem loyalen und überzeugten Gliede des Völkerbundes machen wollen. Denn heute steht das Gros des deutschen Volkes noch unter dem Einfluß der Völkerbundshasser und Völkerbundsverächter. Das heutige Deutschland ist nur faute de mieux — Mitglied des Genfer Völkerbundes. Es tat den Gang nach Locarno nur deshalb, weil dies der einzige gangbare Weg ist, um wieder zu Weltgeltung und damit zu der Möglichkeit zu gelangen, das Joch von Versailles abzuwerfen. Wie sehr sich das deutsche Volk in seiner politischen Struktur noch gleich geblieben ist, zeigte kürzlich die große Parade des monarchisch-militaristischen Deutschland in Nürnberg bei Anlaß des Arme- und Marinetaages. 22,000 Mann, 1100 Fahnen, darunter 48 alte Regimentsfahnen aus dem großen Kriege, dem bayrischen Armeemuseum entnommen, 30 Musikkorps, 20 Trommlercliquen und 92 Autos defilierten in 2½stündigem Zuge vor dem Ehrenzelt des Kronprinzen Rußrecht und seiner Suite von Prinzen und Prinzessinnen aus allen Gauen Deutschlands. In den Reden des Abends wurde der „Geist der alten Armee“ der deutschen Jugend zugesagt, und das Telegramm an den Reichspräsidenten schloß frisch und national: „Gott segne das deutsche Volk mit Ihrem (Hindenburgs) Soldatengeist!“ Natürlich fehlten auch die Grüße aus Doorn nicht, von Generalfeldmarschall Madenken überbracht, der „von der Bevölkerung stürmisch begrüßt“ wurde.

Wenn auch das republikanische Deutschland sich von diesem recht unzeitgemäßen Rummel der Militaristen fernhielt und sie als Provokation kennzeichnete, so wirft doch der Vorgang am Vorabend des deutschen Eintrittes in Genf ein bezeichnendes Schlaglicht auf die innerpolitischen Zustände der deutschen Republik. Ein sofortiger Vorstoß Stresemanns gegen den Versailler Vertrag müßte heute noch auf das Misstrauen aller ehemaligen Feinde Deutschlands stoßen. Im Interesse des Friedens ist zu wünschen, daß dieser Vorstoß erst erfolgen werde, wenn solche Monarchistenparaden wie die zu Nürnberg, in Deutschland unmöglich geworden sind.